

GOTTFRIED KOCH

# Mut und Hoffnung

Die Wahrscheinlichkeit  
ist 1:500 000 000

© 2025 Gottfried Koch

Umschlaggestaltung und Buchsatz: Corinna Öhler (Buchschmiede)  
Lektorat: Dr Ruth Geier, Leipzig

Druck und Vertrieb im Auftrag des Autors:  
Buchschmiede von Dataform Media GmbH  
Julius-Raab-Straße 8, 2203 Großébersdorf, Østerreich

[www.buchschmiede.at](http://www.buchschmiede.at) – Folge deinem Buchgefühl!  
Kontaktadresse nach EU-Produktsicherheitsverordnung:  
[info@buchschmiede.at](mailto:info@buchschmiede.at)

ISBN:  
978-3-99181-601-0 (Paperback)  
978-3-99181-599-0 (Hardcover)  
978-3-99181-600-3 (E-Book)

Printed in Austria

Das Werk, einschließlich seiner Teile, ist urheberrechtlich geschützt.  
Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlages und des Autors unzulässig.  
Dies gilt insbesondere für die elektronische oder sonstige Vervielfältigung,  
Übersetzung, Verbreitung und öffentliche Zugänglichmachung.

Teile des Covers wurden mit Hilfe von generativer AI erstellt

Gewidmet  
Ivonne de la Carmen  
Pena-Arias



## **Vorwort**

Dies ist die Geschichte einer Reise. Nicht einer gewöhnlichen Reise durch Länder und Räume, sondern einer durch Zeiten, Kulturen, Seelenzustände. Es ist die Geschichte von Carmen Arias, einer Frau aus der Karibik, die in dunkler Zeit das Licht suchte, und die Geschichte von Sebastian Wagner, einem Mann aus dem zerrissenen Herzen Europas, der dachte, verloren zu sein, und schließlich sich selbst im Blick einer Frau wiedorfand, die aus einer anderen Welt zu kommen schien.

Was Sie in diesem Buch finden, sind keine Helden und keine Legenden. Sie finden Menschen. Sie finden Zweifel, kleine Gesten, unvollkommene Versöhnungen, Wunden, und vor allem das stille, starke Band, das zwei Menschen hält, auch wenn alles um sie herum in Bewegung gerät.

Es ist eine Geschichte über Verlust und Ankunft, über das Wesen von Heimat, die nicht auf einer Landkarte liegt, sondern in einem Blick, einer Stimme, einem Wort: Ich bleibe.

Zwischen Tropen und Trümmern, zwischen Mamajuana und Mangobäumen, zwischen deutschen Dörfern und karibischen Höfen, entfaltet sich eine Liebe, die nie kitschig wird, weil sie das tut, was echte Liebe tut: Sie überlebt.

Und wenn der Leser am Ende dieser Seiten angekommen ist, so wird er nicht nur Carmen und Sebastian kennen, sondern vielleicht auch etwas mehr von sich selbst.

Mein herzlicher Dank gilt Frau Dr. Ruth Geier, deren kluger, aufmerksamer Blick und sprachliche Feinsinnigkeit diesem Werk Tiefe, Klarheit und Wärme verliehen haben. Ihre Lektüre war kein Korrekturrand, sondern ein Echo, das das Herz des Textes berührt hat.

„Das Herz ist eine Heimat, wenn man sich darin willkommen fühlt.“ – Für Carmen. Für Sebastian. Und für alle, die glauben, es sei zu spät für einen Neuanfang.

*Im Juni 2025  
Gottfried Koch*





Eintragung ins Kriegstagebuch  
Sebastian Wagner,  
Sturm-Bataillon Nr. 5  
Kommandeur Hauptmann Willy Rohr

23. Juni 1917

Die Nacht war unruhig. Artilleriefeuer hat den Graben die ganze Zeit erschüttert. Schlaf? Kaum möglich. Ich habe mich an die Wand gedrückt, meinen Mantel fester um mich gezogen, aber die feuchte Kälte kroch trotzdem in meine Knochen. Die begossene Erde riecht nach Moder, Schweiß und Tod. Ein paar Ratten huschten über meine Stiefel – ich habe nicht mal mehr die Kraft, sie zu verscheuchen.

Als der Morgen graut, ist der Himmel grau und schwer. Überall hängt dichter Nebel, und der Dunst des Pulverrauchs macht die Luft beißend. Der Unteroffizier brüllt durch den Graben: „Alles auf, Alarmbereitschaft!“ Ich ziehe meinen Helm tiefer ins Gesicht, greife nach dem Gewehr und reihe mich neben meinen Kameraden ein. Meine Hände zittern, nicht nur vor Kälte.

Ein Meldegänger kommt angerannt – völlig außer Atem. „Die Franzosen rühren sich! Bereitet euch auf einen Angriff vor!“ Mein Herz hämmert. Ich zwinge mich, ruhig zu bleiben, aber meine Gedanken rasen. Werde ich den Tag überleben?

Plötzlich heult die feindliche Artillerie auf. Einschläge links und rechts – Erde und Holzsplitter fliegen durch die Luft. Ich ducke mich, presse mich in den Matsch. Schreie. Jemand weiter vorne wurde getroffen. Ich will hin, aber der Befehl ist klar: Wir dürfen nicht aus der Deckung.

Minuten vergehen. Dann wird es ruhiger. Ein Pfiff – wir sollen die Grabenlinie halten. Ich blicke über den Rand – schemenhaft erkenne ich Gestalten in der Ferne. Der Feind rückt an. Mein Gewehr klemmt kurz, mein Atem stockt. Dann reiße ich es hoch und schieße. Irgendwo bricht einer zusammen. War es meine Kugel? Ich weiß es nicht. Ich will es nicht wissen.

Dann wieder Stille. Der Angriff ist abgewehrt. Wir haben überlebt. Für heute. Ich lasse mich zurück in den Matsch sinken, erschöpft, ausgelaugt, leer. Ein Kamerad reicht mir einen Schluck aus seiner Feldflasche. „Wieder einen Tag geschafft, Sebastian.“ Ich nicke.

Aber ich weiß: Morgen geht es von vorne los.

25. Juni 1917:

Heute in der Früh, Bilder des Grauens und des Entsetzens; Verwundete und Erschöpfte voll Blut und Schmutz; Gefangene, die froh sind, Gefangene zu sein. Da unten haben sie einen Wagen voller Toter neben ein Massengrab gefahren; zwei Mann stehen oben und werfen die Leichen wie Kartoffelsäcke hinunter in die Grube.

Wir brechen plötzlich auf. Ich muss den Mantel anlassen, so dass ich elend schwitze und kaum mitzukommen glaube. Ich bin sehr matt, mein linker Fuß ist geschwollen und schmerzt. Schließlich kommen wir ins Lager 4, wo wir etwas essen und uns einen Kaffee kochen. Wir bekommen jetzt öfters Kaffeebohnen und eine zähe Hartwurst. Es war einige Zeit zum Schreiben. Dann betrachte ich meine Bilder aus der Heimat und flehe Gott um Beistand an. Nun will ich mich etwas schlafen legen. Abends dröhnte von vorne starkes Feuer.

Um 11 Uhr brachen wir auf und im größten Regen ging es ab, hinauf in die Stellung, wo wir morgens waren. Wir nahmen nur Sturmgepäck mit. Gleich im Lager rutschte ich aus und fuhr bis an die Ellenbogen in den Morast. Es regnete gussartig nieder und wir wateten die ganze Zeit bis an die Knöchel in Morast und Wasser. Viele stürzten in Granatlöcher und schluckten die Dreckbrühe. Vollkommen durchnässt kamen wir in der Bereitschaftsstellung an.

Der Graben ist seicht und neben ihm sind kleine Löcher hineingegraben, so dass man etwas Unterschlupf hat. Ich freue mich, ein etwas größeres Loch gefunden zu haben, und mache mir es bequem. Aber da riecht es doch so eigentümlich? Ich lag neben einem Toten! Schleunigst verlasse ich den unheimlichen Ort. Kamerad Opel und ich finden noch ein Loch, das aber teilweise voll Wasser steht, wir legen uns vor Müdigkeit hinein, mehr auf- als nebeneinander! Ich liege mit einer Seite im Wasser, so dass ich am Morgen elende Schmerzen in der Hüfte spüre. Im Graben kann man sich nicht aufhalten, da man vom Feind eingesehen wird. Neben uns liegen die Toten, teilweise mit aufgerollten, stechenden Augen und zum Schreien aufgerissenen Mündern, scheußlich!

Vorhin guckten Franzosen beim Graben herein, wir kamen nicht zum Schießen. Man kennt sich in der Stellung noch gar nicht aus! Wir sind aus der Bereitschaft in die Stellung gekommen. Wir liegen hier, so sagte man uns, in der früheren 2. Stellung Die Franzosen waren bis zu den Artilleriestellungen durchgebrochen. Es wurden acht Kompanien von den Unsigen gefangen und es soll Verrat im Spiele gewesen sein. Heute haben

wir nur zwei Tote: Peetz und Schiner, die Kameraden Brunner und Schwarz sind verwundet. Und stöhnen furchtbar.

26. Juni 1917.

Trübe brach der Tag an und trübe verließ er. Wir befinden uns nun schon seit Stunden in diesem Unterstand im Schützengraben. Die feindliche Art.tätigkeit war geringer, denn die Beobachtung war bei dunstigem Wetter mangelhaft. Die Stellungen der Franzosen lagen uns nur wenige Meter gegenüber. Auf einmal schossen uns die Franzosen mit einer Steinschleuder einige um kleine Steine gewickelte Papierfetzen zu. Man brachte mir diese, weil ich der französischen Sprache mächtig bin. Man bat uns inständig, mit unserem Feuer mehr nach rechts zu zielen, weil von dort ein Ausbruch geplant war. Und wenn wir das Feuer dort erhöhen würden, so hofften sie, würde der Ausbruch nicht befohlen. Wir taten unseren Feinden den Gefallen. Und tatsächlich fand kein Ausbruch statt.

Am Mittag gegen 01.00 trat heftiger Regen ein, der fast den ganzen Nachmittag anhielt. Aber trotz des geringen Feuers hatte die Komp. stärkere Verluste. Der Leutnant Langenberg verlor infolge Einschlags einer Granate die linke Hand. Er konnte von den Sanis nicht abtransportiert werden. Er wurde notdürftig versorgt und bekam aus der Notration Morphin. Am Abend verstarb er. Und der Kriegsfreiwillige Werner Mayer wurde durch eine Granate verschüttet und konnte nur tot aus seinem Stollen herausgeholt werden. Beide Leichen mussten neben uns liegen bleiben. Und abends um 11 ½ Uhr durcheinigte eine betrübliche Nachricht die Reihen der Komp.: „Feldwebel Stiep ist verwundet,“ ging von Mund zu Mund und große Bestürzung malte sich auf allen Gesichtern. Seit 2.8.14 befand sich Herr Feldwebel Stiep bei der Kompanie, hatte sie in alle

Gefechte begleitet und unseren Waffengang in der Komp. miterlebt. Überall war er mit heiler Haut davongekommen und jetzt musste ein irrender Granatsplitter ihn am Halse treffen und sein Leben gefährden. Er lag im Morast. Mühselig drehte er sich in unsere Richtung und gab uns Zeichen. Wir nahmen an, dass er uns deuten wollte, in unseren Unterständen zu bleiben.

Es war furchtbar. Unzählige Geschosse flogen auf einmal aus den Stellungen der Franzosen in unsere Richtung. Wir erwiderten das Feuer. Es war unmöglich, Stiep zu bergen. Jeder Versuch hätte den sicheren Tod bedeutet. Wir vermuteten, dass die Franzosen nur auf unseren Versuch warteten, Stiep in unseren Graben zu ziehen. So hätten sie noch mehr von uns erwischt.

Auf einmal geschah ein Wunder. Aus der Stellung der Franzosen stieg eine große, hagere Gestalt. Sie ging aufrecht auf den vor Schmerzen brüllenden Stiep zu, lud ihn sich auf seine Schulter und schleppte ihn zu unserem Unterstand. Die Kugeln schienen dieser Gestalt nichts anhaben zu können. Der fremde Hagere wurde auf dem Weg zu uns nicht verletzt. Ich konnte mit diesem Mann, einem Feind, eine kleine Weile reden.

Als der Fremde den scheinbar nur verwundeten Stiep sanft auf den morastigen Boden gelegt hatte und die Sanitäter sich – vergebens – um ihn kümmern wollten, wandte der Fremde sich Sebastian zu und sagte in leisem Ton „As-salāmu ‘alaikum wa rāḥmatullāhi wa barakātuhu“ „Der Friede, die Barmherzigkeit und der Segen Gottes seien mit dir“, um dann auf Französisch fortzufahren: „Mein Name ist Pajam“. Der Fremde

war erstaunt, als ihm Sebastian auf Französisch antwortete.  
„Und mein Name ist Sebastian.“

In dem kurzen Gespräch stellte sich heraus, dass Pajam ein Derwisch war. „Ich bin ein Derwisch, ein Wanderer auf dem Pfad der Wahrheit“, sagte er. „Mein Leben gehört nicht mir allein, sondern ist eine Reise hin zum einen, zum Ursprung allen Seins. Ich besitze nichts – keine Reichtümer, keine Ländereien, kein Haus, das mich bindet. Und doch bin ich reicher als die Könige dieser Welt, denn mein Herz ist erfüllt von der Liebe zu Gott.“

Meine Tage beginnen früh, noch vor der Dämmerung. Ich wasche mich mit kaltem Wasser, um Körper und Seele zu reinigen, bevor ich mein Gebet verrichte. In der Stille der Morgenstunden lausche ich dem Klang der Welt – dem Ruf des Windes, dem Gesang der Vögel, dem leisen Flüstern meines eigenen Atems. Alles ist ein Zeichen, alles trägt den Hauch der göttlichen Wahrheit.

Vor diesem Wahnsinn hier lebte ich in der Tekke, einer unserer Herbergen der Derwische. Wir Brüder sind dort vereint durch unser gemeinsames Streben nach Erkenntnis. Manche von uns kümmern sich um die Armen, teilen Brot und Wasser mit jenen, die Hunger leiden. Andere widmen sich dem Studium der heiligen Schriften, schreiben Verse nieder, die seit Jahrhunderten die Seelen erleuchten. Ich selbst verbringe viel Zeit mit Musik – denn ich glaube, dass der Klang der Ney, der Rohrflöte, direkt aus den Tiefen unserer Sehnsucht spricht.

Doch es ist der Tanz, der mein wahres Gebet ist. Wenn die Nacht hereinbricht und wir uns zum Sema versammeln, legen wir das Ich ab wie ein altes Gewand. In weißen Roben drehen wir uns um uns selbst, die rechte Hand zur Himmel geöffnet,

die linke zur Erde gesenkt. Der Körper vergeht, das Ego löst sich auf – und für einen Moment sind wir nicht mehr Menschen, sondern reine Seelen, eins mit der göttlichen Melodie des Universums.

Ich bin oft auf Wanderschaft. Als Derwisch bleibe ich nicht an einem Ort. Ich ziehe von Dorf zu Dorf, von Stadt zu Stadt, um zu lernen und zu lehren. Manchmal reise ich allein, manchmal mit Brüdern. Wir schlafen unter dem offenen Himmel, essen, was uns die Menschen schenken, und geben ihnen dafür ein Wort des Trostes, ein Lied der Hoffnung.

Die Menschen fragen mich oft: „Warum hast du alles aufgegeben?“ Und ich lächle. Denn sie verstehen nicht, dass ich nichts verloren habe – ich habe nur die Ketten der Welt abgestreift, um frei zu sein. Mein Weg ist derjenige der Liebe. Mein Ziel ist nicht auf Erden, sondern in der Unendlichkeit.“

Er erläuterte Sebastian in wenigen Worten weiter, dass er und seine Glaubensbrüder an keinen irdischen Gütern hängen oder auch nur an ihnen interessiert sind. Auch nicht an ihrem Leben. „Es gibt viele Menschen, gäbe man ihnen das Paradies mit all einer Herrlichkeit, die würden nicht weniger jammern als die, die in der Hölle leben müssen. Das Streben nach Besitz und Reichtum ist die Quelle allen Übels. Ihr führt diesen Krieg hier, um zu mehr Hab und Gut zu kommen. Immer nur Gewalt. Ihr wollt euch immer alles nehmen. Warum teilt ihr euch nicht die Gaben der Erde und die Geschenke Gottes? Wir wollen daher keinen Besitz und wir versuchen, unseren Brüdern auf dieser Erde einzig mit unserem Leben Gutes zu tun. Deswegen habe ich dir deinen Bruder gebracht.“ „Hättest du nicht doch gerne etwas, was dir gehört? Etwas, das du gerne besitzen würdest?“ Panjam schüttelte den Kopf. „Ich weinte,

weil ich keine Schuhe hatte. Bis ich jemanden traf, der keine Füße hatte“, gab er zur Antwort.

„Warum seid ihr hier? Haben euch die Franzosen gerufen?“ „Nein, wir führen nur dann einen Krieg, wenn uns die anderen dazu zwingen.“ „Und, haben euch die Franzosen dazu gezwungen?“ „Ihr werdet immer neue Kriege führen. Egal, wer diesen Krieg gewinnen wird. Es werden weitere kriegerische Auseinandersetzungen folgen, jedes Mal werden die Grenzen neu festgesetzt, und der nächste Kampf wird mit noch mehr Grausamkeit geführt. Hinterhalte, Attentate, verbrannte Dörfer, Vertreibungen und Massaker werden folgen. Was bleibt, ist der Fluch der Furcht, des Hasses und der Rachsucht. Und warum das alles, weil ihr nicht mit dem zufrieden seid, was ihr zum Leben braucht, und weil euch nicht das genug ist, was Gott euch zum Leben geschenkt hat. Betet ihr nicht ‚Unser tägliches Brot gib uns heute‘ und habt ihr das nicht erhalten, habt ihr nicht, was ihr zum Leben braucht? Warum immer mehr?

Und noch etwas: Hat euer Herr Jesus nicht gesagt: ‚Du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst.‘ Und hat er nicht gesagt, dass dieses neben der Liebe zum Herrn das wichtigste Gebot ist, das er euch aufgetragen hat?. Warum liebt ihr nicht, warum tötet ihr und warum bekämpft ihr euren Nächsten? Der Herr sagt: Die Liebe soll dich nie verlassen. Hänge meine Gebote um deinen Hals und schreibe sie auf die Tafel deines Herzens, so wirst du Freundlichkeit und Klugheit erlangen, die Gott und den Menschen gefallen. Mein Freund, vergiss diese Worte niemals.

Du wirst dich fragen, warum ich hier bin? Frankreich ist unser Schutz vor den Osmanen. Dabei geht es nicht um mich.

Ich brauche keinen Schutz von und vor Menschen. Es geht um unsere Familien und um unsere Brüder und Schwestern. Sie sollen in Zukunft in Frieden und Freiheit ihren Glauben praktizieren und leben können. Das haben uns die Franzosen versprochen, wenn wir hier für sie sterben.“

Als Panjam sich aufmachte, um wieder zurückzugehen, zog er eine lederne Schnur über seinen Kopf und daran eine flache lederne Tasche, die unter seinem groben Hemd verborgen war, hervor. Er reichte sie Sebastian. „Was ist das?“, fragte Sebastian, der die Tasche öffnen wollte. „Nein, öffne sie nicht, noch nicht. Öffne sie erst dann, wenn Du sie brauchst. Wenn du sie wirklich brauchst, als letztes Mittel. Das ist deine Wunderlampe. Ich brauche sie nicht, du vielleicht schon. Und wenn du selbst sie nicht brauchst, dann gib sie weiter. Hast du eine Frau, die dich liebt und die du liebst?“ „Ja.“ „Welchen Namen hat sie?“ „Eva-Maria“ „Wenn es euch beiden oder einem von euch beiden einmal wirklich schlecht geht, dann öffne diese Tasche, um den Einen um Hilfe zu bitten. Wahre Hilfe kommt nur und ausschließlich von ihm. Wenn Du die Tasche nicht brauchst, dann gib sie weiter.“ „Habt Ihr beide Kinder?“ „Ja, einen Sohn und eine Tochter.“ „Wie heißen sie?“ „Sebastian wie ich und Eva wie die Mutter“

„Was ist das, was ist darin?“, wiederholte Sebastian und hob die Tasche in die Höhe. „Und wann weiß ich, dass ich ihren Inhalt brauche?“ „Der Eine, der Allmächtige wird dich erleuchten. Offne die Tasche nicht zu früh!“

„Woher hast du die Tasche?“ „Aus Marrakesch. Aber das spielt keine Rolle. Sie war auch auf der Reise von irgendwo nach irgendwo. Sie kam von weit her. Sie ist über viele Wasser gesegelt, sie hat viele Leben gesehen, viel Glück und viel Leid. So wie ich. So wie du. So kommt eins zum anderen. Gott führte uns drei zusammen. Dich, mich und diese Tasche aus Leder. Betrachte diese Tasche als ein Symbol. Ich weiß nicht, was sie wirklich ist. Für mich war sie immer wertvoll, sie war für mich viel, sie war für mich Verschiedenes. Nimm sie, nimm diese Tasche.“ „Nein, das kann ich nicht annehmen.“ „Doch, nimm sie. Schlechte Ware hängt man an den Bart des Verkäufers, aber das ist gute Ware, sehr gute Ware. Hänge sie dir um den Hals und gib gut auf sie Acht. Dir soll sie dienen, mir kann sie keine Dienste mehr leisten und du, du mein Freund, brauchst sie mehr als ich. Das wirst du noch erfahren.“

Panjam verneigte sich vor Sebastian und mit „As-salāmu ‘alaikum *Der Friede sei mit Dir*“ stieg er aus dem Unterstand, um sich zurück zu begeben. Dann fielen die Schüsse und Panjam sackte in sich zusammen. Ein Geschoss hatte ihn getroffen. Er schien sofort tot zu sein.

Ich versuchte ihn in den Schützengraben zu ziehen, aber da ging es schon wieder los. Es war, als ob die Erde selbst schreie. Granaten schlugten links und rechts ein, warfen Erde, Holz und Körperteile durch die Luft. Mein Herz hämmerte so laut, dass ich meinen eigenen Atem nicht mehr hörte. Ich presste mich in den Matsch, die Hände über den Kopf, als könnte ich mich so vor dem Tod schützen.

Der Lärm war unbeschreiblich. Ein Dröhnen, Kreischen, ein dumpfes Grollen, das durch Mark und Bein ging. Jeder Einschlag erschütterte den Boden wie ein Erdbeben. Splitter sausten durch die Luft, ein scharfes Pfeifen, dann Schreie. Kameraden brüllten nach einem Sanitäter, aber wer sollte hier helfen?

Ich blicke zur Seite. Neben mir hockt Karl, die Augen weit aufgerissen. Sein Mund bewegt sich, doch ich verstehe nichts. Mein Gehör ist nur noch ein einziges dumpfes Rauschen. Plötzlich zuckt er, sein Kopf kippt nach hinten, Blut schießt aus seinem Hals. Ich will schreien, will ihn packen, aber da ist schon die nächste Explosion. Erde regnet auf mich herab, Sand, Steine – ich kann nichts sehen, nichts hören.

Mein Körper bebte, meine Hände klammerten sich an mein Gewehr. Ich wollte aufstehen, rennen, fliehen – doch wohin? Der Graben war ein einziges Chaos. Körper lagen durcheinander, Gesichter im Schlamm, die Augen leer. Der Gestank von Pulver, Blut und verbrannten Fleisch in der Luft.

Dann – plötzlich – Stille.

Mein Atem ging stoßweise. Der Bombenhagel hatte aufgehört. Ich tastete mich hoch, meine Knie wackelten, mein Kopf dröhnte. Überall Rauch, Trümmer, zerstörte Leiber. Ein paar Gestalten regten sich noch, andere blieben reglos liegen.

Ich lebte. Noch. Wo war Panjam? Er hatte doch vor kurzer Zeit noch vor dem Schützengraben gelegen. Ich konnte ihn nicht sehen. Nichts von ihm war noch zu sehen. Die Geschosse müssen ihn in kleinste Stücke gerissen haben. Nicht mehr als die Erinnerung an ihn ist geblieben.

Wo ist die lederne Tasche? Ich wühlte in der blutgetränkten Erde. Ich tastete nach ihr. Hier, hier war sie. Ich hängte sie mir